

Kapitel 1 Dorf der Nachhaltigkeit

In den 90er-Jahren standen hier ein paar Bauwagen. Die Anfänge des Ökodorfs Sieben Linden. Mittlerweile leben 70 Erwachsene und 37 Kinder im Dorf der Nachhaltigkeit. Und wie es scheint, leben sie gut hier.

Julia Kommerell: „Das Ökodorf ist ein Gemeinschaftsprojekt, das auf eine soziale, ökonomische, ökologisch nachhaltige Lebensweise realisiert und am besten auch weitergeben möchte an andere.“

Das sieht aus wie das Gegenteil von Nachhaltigkeit, denn auch im Ökodorf wird gebaut. Aber so einfach ist die Sache nicht. Dies ist keine normale Baustelle, denn hier baut man zum Beispiel Wände nicht aus Stein, sondern aus Strohballen.

Dirk Scharmer: „Also, was man über den Strohballenbau wissen muss, ist, dass wir das Stroh vom Acker nebenan ernten können und zusammen mit dem Holz, was auch hier im Wald wachsen kann, was man aber auch im Holzhandel ganz normal bekommt, zu einem sehr modernen, sehr energieeffizienten Haus verbauen kann, was also vom Dämmstandard das höchste Niveau erreicht.“

Die Wände werden dann mit Lehm verputzt. Im besten Fall kommt der Lehm aus der eigenen Grube, die man ja eh fürs Haus ausheben muss. Hinterher hat man keine Chemie im Haus, sondern Wände, die atmen und das Klima regeln, Gerüche fressen und die Luft reinigen.

Das bestimmende Wort fürs Zusammenleben heißt „Gemeinschaft“. Jeder zahlt täglich 9 Euro für Verpflegung und die laufenden Unkosten. Hinzu kommt ein Arbeitsbeitrag für die Allgemeinheit, das kann zum Beispiel ein Küchendienst sein. Alle festen Bewohner sind Mitglieder der Siedlungsgenossenschaft.

Entscheidungen werden immer gemeinsam gefällt. Einen Bürgermeister oder einen Chef gibt es nicht.

Einfach einchecken geht aber auch nicht. Wer im Ökodorf wohnen will, muss sich für eine einjährige Probezeit bewerben. Und dann entscheidet wieder die Gemeinschaft, wer dauerhaft ins Ökodorf einziehen darf. Mittlerweile kommen Besucher aus ganz Europa ins Ökodorf. Es hat sich herumgesprochen, dass die Nachhaltigkeit hier funktioniert.

Kapitel 2 Mit den Händen sprechen

Schönfeld: *(gebärdend)* „Gebärdensprache ist, mit den Augen zu hören und mit den Händen zu sprechen.“

(gesprochen) „Meine Arbeit ist es, für die Gehörlosen zu dolmetschen in die Gebärdensprache und für die

Hörenden umgekehrt in die Lautsprache zu übersetzen. Das ist aber nicht nur einfaches Dolmetschen, sondern 'ne Verbindung zwischen zwei Welten herzustellen. Zwei Welten, die sich sonst sehr schwer näherkommen könnten.“

Der erste Auftrag für Uwe Schönfeld heute: für einen gehörlosen Klienten beim Arztbesuch dolmetschen.

Schönfeld: *(übersetzt)* „Ich bin Diabetiker und mein Hausarzt hat gesagt: Bitte lass dich checken.“

Damit Arzt und Patient sich richtig verstehen, muss Uwe Schönfeld auf kleinste Details achten.

Schönfeld: „Die deutsche Gebärdensprache ist sehr, sehr, sehr komplex. Wenn ich einen Satz jetzt gebärde, dann muss ich dabei nicht nur einfach darauf achten, die Gebärde richtig zu – äh – benutzen, sondern in welcher Geschwindigkeit ich sie einsetze, in welchem Raum ich sie einsetze, also in welcher – wie groß ich gebärde, wie ich die Mimik einsetze dabei, und wie ich meinen gesamten Körper dabei auch einsetze. Das spielt alles zusammen in einem Kontext eine ganz wesentliche Rolle.“

Arzt: „Da ist in voller Schönheit das Herz mit allen vier Herzkammern. Jetzt guckt man in Farbe. Gut, alles normal, alles okay, Herzklappen, Herzfunktion, also Herzkraft ...“

Schönfeld: „Es gibt auch kleine Unterschiede in der Gebärdensprache, die für den normalen Zuschauer jetzt nicht so leicht erkennbar sind. Das sind in der Gebärde z. B. „nein“ und „anders“. Das ist zum Beispiel „nein“. Und wenn ich jetzt diese Ausführung, die Hand jetzt etwas drehe um 90 Grad und dann so mache, ist sie – heißt sie „anders“. Und das ist jetzt mal schon, wenn ich's jetzt wirklich schnell mache, ist es für einen andern kaum erkennbar.“

Uwe Schönfeld lernte die Gebärdensprache nicht in der Schule, sondern zu Hause. Er wuchs als Kind gehörloser Eltern auf.

Schönfeld: „Ich kann gar nicht sagen, ab wann mir das eigentlich bewusst war, dass ich höre und meine Eltern gehörlos sind. Für mich ist entscheidend gewesen, dass ich erst viel, viel später mitbekommen habe, wie ich im täglichen Prozess dort eingebunden war, dass ich ja eigentlich permanent für meine Mutter oder für meinen Vater vorm Fernseher übersetzen musste oder (bei) Arztbesuchen oder bei Behördengängen, selbst bei Elternversammlungen, wo Lehrer sauer auf mich waren und ich das meinen Eltern beibringen sollte. Natürlich habe ich denen was anderes erzählt. Aber diese – diese Zeit, in der ich permanent übersetzt habe für meine Eltern, ist eigentlich auch so 'n Prozess gewesen, der mich geformt hat.“

Später verliebte sich Uwe Schönfeld in die gehörlose Künstlerin Christina Apelt. Eine ungewöhnliche Liebesgeschichte, denn selten gibt es Beziehungen zwischen Hörenden und Gehörlosen.

Schönfeld: „Diese Angst, die wir beide hatten, ob ich als akustisch Orientierter eventuell dann in die hörende Welt wieder abdrifte oder sie als visuell Orientierte in die Gehörlosenwelt, die war bei uns beiden da und die haben auch andere mit genährt. Aber anscheinend ist die Liebe dann doch immer wieder stärker als das, was andere Menschen dann denken, also – wir sind jetzt 26 Jahre zusammen.“

Der nächste Auftrag steht an. In einem Unternehmen sollen vier gehörlose Mitarbeiter eine Weiterbildung zum Gabelstaplerfahrer erhalten. Die theoretische Schulung muss natürlich übersetzt werden.

Schönfeld: „Wenn zwischen uns die Chemie stimmt, dann funktioniert auch dieser Übersetzungsprozess. Das setzt natürlich voraus, dass auch Einfühlungsvermögen von beiden Seiten da ist, dass die Gebärdenkompetenz von beiden Seiten da ist, und dass wir uns miteinander richtig auch verstehen, uns in die Augen schauen können usw. – das ist ein ganz wichtiger Aspekt.“

Am Nachmittag steht ein offizieller Termin an. Im Bode-museum prüft der Landesbehindertenausschuss Berlins, ob das Museum behindertengerecht ist. Schönfeld übersetzt für die Vertreter des Gehörlosenverbandes die Führung durch das Museum.

Schönfeld: *(gebärdend)* „Für mich ist ein Gebärdensprachdolmetscher ganz wichtig ... er ist für mich ein Sprachrohr. Er übersetzt für mich in jeder Situation ... und ich wünsche mir von einem Gebärdensprachdolmetscher, ... dass er schnell und simultan übersetzt.“

Bei der anschließenden Sitzung wird besonders viel geredet. Ein harter Job für einen Gebärdensprachdolmetscher.

Schönfeld: „Es geht bei uns nicht nur um das Übersetzen von einer Lautsprache in die andere, wobei ich das jetzt nicht herabwürdigen will, das ist ein genauso anstrengender Prozess. Wir arbeiten aber nicht nur eben mit der Lautsprache, sondern auch mit der Gestik, mit der Gebärdensprache. Das heißt, wir haben auch einen unheimlich hohen Anspruch an körperlicher Belastung. Zu sehen, wie eine Kommunikation zwischen beiden Seiten von null auf hundert hochschnellt und auch funktioniert, und das erfüllt mich persönlich wirklich immer wieder auch mit Stolz, dass ich es geschafft habe, aber dass auch dann beide Seiten zufrieden sind. *(gebärdend)* Ich liebe meinen Beruf. Die Arbeit mit den Gehörlosen macht mich glücklich.“

Kapitel 3 Wie wird man ... und was macht eigentlich ...?

Wie wird man Landwirt?

Weil die Nachfrage nach gesunden Lebensmitteln steigt, eröffnen sich neue Jobchancen in der biologischen Landwirtschaft. Das spürt man auch auf dem Dottenfelderhof bei Frankfurt. Seit 1968 wird in dem Großbetrieb unter dem Motto „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ biologisch gewirtschaftet, geforscht, gelebt und ausgebildet. Jeden Morgen treffen sich die Dottenfelder zur Arbeitsbesprechung. Einer von ihnen: Valentin Lauinger. Der 19-jährige Südafrikaner kam für seine Ausbildung nach Deutschland. Landwirt ist sein Traumberuf.

Valentin Lauinger: „Also, was mir gefällt an der Landwirtschaft, ist die große Abwechslung, die Vielfältigkeit des Auf-dem-Feld-arbeiten, das Mit-den-Tieren-arbeiten und auch das Technische in der Werkstatt und da wirklich was zu lernen und auch dann zu machen.“

Weil er Fachabitur hat, kann Valentin seine Ausbildung auf zwei Jahre verkürzen. Vier Tage die Woche arbeitet er auf dem Hof und einen Tag geht er in die Berufsschule. 592 Euro verdient Valentin im zweiten Lehrjahr. Abzüglich Kost und Logis sowie Versicherung bleiben ihm gut 200 Euro. Derzeit liegt sein Arbeitsschwerpunkt im Kuhstall. Da sind auch Wochenendienste angesagt, denn Kühe müssen auch sonntags versorgt werden. Auf dem Hof lernt der Auszubildende die Praxis, bekommt Einblicke in Ackerbau, Viehzucht und Landtechnik. In der Berufsschule gibt es die Theorie: Pflanzenkunde, Tierzucht, Marketing und Buchhaltung. Und dann?

Valentin Lauinger: „Mein Plan: Ich mach' die Lehre, danach möchte ich eigentlich noch die Gesellenjahre nutzen, um Erfahrung zu sammeln und dann einen eigenen Hof anzufangen. Und dies wird wahrscheinlich in Südafrika sein, bei meinen Eltern zu Hause.“

Bis dahin verbringt der angehende Landwirt aber noch einige Tage auf dem deutschen Bauernhof.

Foodstylist

Der Bauer Verlag in Hamburg. In Versuchsküche, Konferenzraum und Fotostudio entstehen vier verschiedene Kochzeitschriften. Rund 1.600 neue Rezepte werden jedes Jahr in der Food-Redaktion entwickelt und das immer mit Vorlauf. Im Sommer wird bereits über Weihnachten nachgedacht. Da muss man ein gutes Gespür für die richtigen Trends haben. In der Versuchsküche kocht Katharina Dahl das, was sich die Food-Redakteure ausdenken. Der Tag beginnt für die Food-Stylistin mit der Lieferung der Lebensmittel.

Katharina Dahl: „Mein Tag ist extrem strukturiert. Also, wir kriegen morgens, wir fangen um 9:00 an, um 10:00 kommt spätestens die Ware, sprich das Gemüse. Wir haben 6, 7 Gerichte, Fotos also. Das Erste sollte relativ zügig auch stehen, das heißt also um 11:00 spätestens. Mittagspause ist dann noch mal und 18:00 Uhr Schluss. Also, man muss das einfach strukturiert durchziehen.“
Dabei greift Katharina auf ganz herkömmliche Küchengeräte zurück. Der Leser soll die Gerichte auch zu Hause problemlos nachkochen können. Auf ihrem Weg zur Food-Stylistin musste die Profiköchin allerdings einiges dazulernen.

Katharina Dahl: „Eine Köchin kocht alles gerade in dem Augenblick mit ein bisschen Vorbereitung. Ich koche fürs Foto, das heißt, wir richten das Essen hier in der Küche an, kriegen das Geschirr, stellen es ins Studio und durch die Kameraperspektive ist das doch oft noch mal ganz was anderes. Und dann geht's manchmal darum, kleine Blättchen zu rücken oder Kartoffeln zu rücken. Das geht vom Hundertsten, manchmal ins Tausendste.“
Aber kann man das, was hier so lecker aussieht, auch essen?

Katharina Dahl: „Ja. Bei uns sind alle Gerichte essbar. Es kann sein, dass da mal ein Zahnstocher drin ist. Das ist sehr fettig, weil wir natürlich frischen mit ganz viel Öl – ob das nun rotes Paprikaöl ist oder so ein Wasser-Ölgemisch. Für den schlanken Fuß ist das nicht gedacht. Aber es ist alles essbar. Und das wird definitiv mit großer Begeisterung gegessen, ja.“

Im Fotostudio nebenan entstehen die Bilder zu den Rezepten. Florian ist Food-Fotograf. Er inszeniert den Look im Foto.

Florian: „Das Licht – ein Foodstylist würde mich wahrscheinlich abstrafen – ist für mich in der letzten Konsequenz eigentlich das Wichtigste. Wenn das nicht vernünftig gemacht ist, kommt das Essen einfach nicht rüber. Ich muss in einem lichtleeren, in einem lichtlosen Raum ein Licht setzen, was den Betrachter vielleicht an eine schöne Landhausküche erinnert, wie es dort vielleicht in der Nähe des Fensters steht und das Licht flutet rüber. Da sollen Emotionen geweckt werden und letztendlich bin ich da, um dem Bild Leben einzuhauchen.“

Neue Genussfotos entstehen immer im Team. Fünf Tage die Woche wird hier gekocht und fotografiert. Wirklicher Genuss entsteht dann aber erst zu Hause: beim Nachkochen und genüsslich Verspeisen.

Kapitel 4 Perfektes Timing

Alex: „Hallo und herzlich willkommen zum Crowdfunding-Video zu unserer Kriminal-Kurzfilm-Komödie ...“

Benno: „Perfektes Timing.“

Alex: „Das ist aber erst mal nur der Arbeitstitel. Ja, der ändert sich vielleicht noch. Okay. Ich bin der Alex. Ich bin der Produzent und Regisseur von dem Film ...“

Benno: „Perfektes Timing.“

Alex: „Ich hab das Drehbuch geschrieben, ich mach' die Kamera, ich mach' den Schnitt und ich mach' die Musik.“

Benno: „Und ich bin der Benno. Ich mach' die Produktion, die Organisation und den Set-Ton.“

Alex: „Mit so einem Kurzfilm lässt sich ja in der Regel kein Geld verdienen.“

Benno: „Nicht?“

Alex: „Ne. Schlimm?“

Benno: „Nö.“

Alex: „Gut. Normalerweise geht eben viel Geld raus und es kommt kein Geld rein. Auch wenn alle Beteiligten ohne Gage arbeiten und ein Teil der Technik kostenlos ausgeliehen werden kann. Man kriegt halt leider nicht alles umsonst. Es müssen Studiomieten gezahlt werden, Strom, Requisiten, Kostüme, Kamera-Equipment, Reisekosten, Unterkünfte, Essen, Getränke ...“

Benno: „Wo hast du denn das ganze Geld her?“

Alex: „Selber gedruckt. Ja, als Requisite.“

Benno: „Können wir nicht damit den Film finanzieren?“

Alex: „Ist das dein Ernst? Benno, das geht nicht. Das sind D-Mark.“

Fivo: „Hallo, ich bin der Fivo und ich spiel' den Theo in Perfektes Timing.“

Alex: „Wenn der Titel so bleibt.“

Fivo: „Der bleibt so.“

Alex: „Ja?“

Fivo: „Ja. Und das wird voll der coole Film, weil da schwänz' ich die Schule und dann bin ich im Wald und dann ist da auf einmal alles ganz spannend und wir drehen auf einer Red.“

Alex: „Was?“

Fivo: „Ja. Red Scarlet mit Dragon-Sensor, 4K, voll kinomäßig.“

Alex: „Ich hab' aber nur 'ne 60D.“

Fivo: „Dann musst' dir halt eine ausleihen.“

Alex: „Weißt du, was des [das] kostet?“

Transkript zur DVD

Fivo: „Woher soll ich das wissen? Ich bin doch erst 10 Jahre alt.“

Andreas: „Hallo, ich bin Andreas Bittl und ich spiele den Hehler ... in dem Film ...“

Alex: „Cut!“

Andreas: „Was denn?“

Alex: „Mach' a mal [ein mal] Bairisch – so wie die Rolle.“

Andreas: „Echt?“

Alex: „Ja.“

Andreas: „Aber meinst du nicht, der Schauspieler stellt sich vor und das ist dann ...“

Alex: „Aber du bist ja jetzt auch im Charakter. Des ist lustig. Mach' a mal.“

Andreas: „Servus. I bin da Andreas Bittl, i spui den Hehla in dem Film Perfektes Timing. Wir ...“ [Hallo, ich bin Andreas Bittl und ich spiele den Hehler in dem Film Perfektes Timing.]

Alex: „Ja, wenn der Titel so bleibt.“

Andreas: „Was?“

Alex: „Äh, ja nix. Mach.“

Andreas: „Okay, also: Mia drahn jetzt die Szene, wo i mit so am 70er-Jahre-Pontiak daherfah und dann verkauf i da dem schwindligen Kunstsammler des gestohne Buidl. Des drahn jetzt mia da.“ [Wir drehen jetzt die Szene, in der ich mit so einem 70er-Jahre-Pontiak herfahre und dann verkaufe ich dem zwielichtigen Kunstsammler das gestohlene Bild. Das drehen wir jetzt da.]

Alex: „Also, pass auf. Du gehst jetzt vorne erst a mal da ums Auto rum.“

Andreas: „Ums Auto rum?“

Alex: „Genau! Dann pinkelst du da an den Baum hin, kommst wieder zurück und steigst da wieder ins Auto nei [rein].“

Andreas: „Ins Auto rein?“

Alex: „Genau.“

Andreas: „Da ist aber kein Auto.“

Alex: „Ja, des stimmt.“

Andreas: „Wo ist mein Pontiak?“

Alex: „Den mach' ich dir dann nachher mit dem Computer irgendwie nei. Du musst halt jetzt a bissl [ein bisschen] improvisieren. Du bist doch ein super Schauspieler.“

Andreas: „Pass a mal auf: Du organisierst jetzt ein gescheites [richtiges] Auto. Ansonsten suchst du dir einen anderen super Schauspieler. Okay?“

Alex: „Benno, ham [haben] wir im Budget noch Puffer für ...“

Benno: „Negativ!“

Veronika: „Hallo, ich bin Veronika Wanninger und ich spiel' die Reporterin am Tatort in Perfektes Timing.“

Alex: „Ja, wenn der Titel so bleibt.“

Veronika: „Ja, also der ist schon in Ordnung, aber ...“

Alex: „Aber?“

Veronika: „Ja, schau dir mal mein Outfit an.“

Alex: „Ich kenn' dein Outfit, ich hab's ja ausgesucht.“

Veronika: „Das schaut aus wie aus den 80ern, ganz im Ernst.“

Alex: „Ja, der Film spielt ja auch in den 80ern.“

Veronika: „Mhm, warum?“

Alex: „Wegen den coolen Klamotten?“

Veronika: „Ah, wart' mal! Ja? Der Daniele will wissen, wann er dran ist.“

Alex: „Jetzt.“

Veronika: „Jetzt.“

Daniele: „Hallo, ich bin der Daniele Zucal und ich spiel' den Polizei-Hauptkommissar in ... Perfektes Timing! Alex, wolltest du den Titel nicht noch ändern?“

Alex: „Ne, wahrscheinlich nicht.“

Daniele: „Dann erzähl' ich jetzt die Geschichte?“

Alex: „Ja.“

Daniele: „Der kleine Theo schwänzt die Schule und geht in den Wald. Dem Polizei-Hauptkommissar, also mir, ist bald klar, dass der Junge wohl entführt wurde. Und zwar von dem Typen, dem dieses Gemälde gestohlen wurde, und zwar damit der Dieb, der ja wohl der Vater des entführten Jungen ist, das Gemälde wieder rausgibt. Das Gemälde soll aber in echt in einer geheimen Übergabe im Wald den Besitzer wechseln. Davon weiß ich aber nix, weil das ist ja geheim. Okay, auf jeden Fall geht einiges schief bei dieser geheimen Übergabe und dann taucht da noch diese Joggerin auf, die sich mit diesem Naturfotografen in die Wolle kriegt. Das macht die ganze Sache ja auch nicht grade einfacher – vor allem, weil ich von dem ja auch nix weiß. Naja, auf jeden Fall gibt es trotz allem noch ein HappyEnd, von dem ich aber auch nix weiß, weil das mit dem Perfekten Timing halt doch mehr für den Theo und weniger für den Polizei-Hauptkommissar gilt. Stimmt das so?“

Alex: „Ja, im Prinzip. Bis auf die Reihenfolge. Doch, ja.“

Vroni: „Hallo, ich bin Vroni Kiefer und spiele Theos Lehrerin in Perfektes Timing. Sag mal, Alex, der Titel, der bleibt jetzt schon so, oder?“

Alex: „Ja, sieht so aus.“

Vroni: „Ach, cool. Hast du dich jetzt eigentlich um meine Anfahrt gekümmert aus Hannover und Hotel und so?“

Alex: „Ja, äh, ich hab’ mir überlegt, du könntest einfach per Anhalter anreisen und ich hab’ dann noch so’n Ding, so’n Zelt, weil es ist ja Sommer ...“

Vroni: „Per Anhalter und Zelt? Und das Catering ist Pizza, oder was?“

Alex: „Ja, Pizza ist ja jetzt auch nicht grad [gerade] billig, also ...“

Vroni: „Alex, dann lass es uns doch lieber gleich anders machen. Dann komm’ ich gar nicht angereist, sondern dann dreh’ ich’s hier in Hannover – in ’ner Greenbox.“

Alex: „Ach so, hast du ein Studio da, wo du reinkannst, oder?“

Vroni: „Ne, ich mein jetzt so hier – über Skype, mit ’ner Greenbox. Ruhe im Klassenraum, jetzt!“

Andreas: „Ja, Günni? Günni, pass mal auf. Keine No-Budget, Low-Budget ... äh ... Dreiviertel-Budget, nichts. Nichts mehr, okay? Nichts dergleichen. Nur noch Budget! Hallo?“

Stimme: „Pass halt auf, du Depp!“

Kapitel 5 Lügendetektor der Zukunft

Neurowissenschaftler versuchen überall auf der Welt, die Geheimnisse unseres Gehirns zu lüften. Erfolgreich tasten sie sich immer weiter vor. In Berlin, am Bernstein Center of Computational Neuroscience, setzen die Wissenschaftler auf ein neues Gebiet der Hirnforschung, die computergestützte Neurowissenschaft. Sie verbindet Experiment, Datenanalyse, Computersimulation und Theoriebildung miteinander. Physiker, Biologen und Informatiker arbeiten hier eng zusammen. Das Ziel des Neurophysikers John-Dylan Haynes und seiner Kollegen: Gedanken lesen. Dazu entwickeln sie immer kompliziertere Versuche. Die Frage: Kann man an der Hirnaktivität erkennen, ob ein Mensch bestimmte Räume schon einmal gesehen hat?

Eine Person besucht vier virtuelle Häuser, anschließend werden ihr im Scanner die vier bekannten und dazu vier fremde Häuser gezeigt. Ein neu entwickeltes Softwareprogramm kann die Muster im Gehirn nicht nur einzeln erkennen, sondern sie auch in Verbindung zueinander setzen. In rund 30.000 Arealen im Gehirn wird gleichzeitig der Informationsaustausch gemessen. Die Wissenschaftler waren selbst verblüfft vom Ergebnis. Bei 9 von 10 Personen konnten sie genau sagen, welches Haus die Testpersonen gesehen hatten und welches nicht. So könnten zum Beispiel die Lügendetektoren der Zukunft aussehen. Tatorte würden virtualisiert und im Scanner würde man genau erkennen, ob die Verdächtigen hier schon einmal waren.

Die Wissenschaftler wissen, dass ihre Arbeit sehr unterschiedlich genutzt werden kann.

John-Dylan Haynes: „Es gibt so ein ethisches Kontinuum bei dem Problem. Es gibt auf der einen Seite ... können wir die Absichten einer Person auslesen, die zum Beispiel ein künstliches Gliedmaß steuern möchte mit ihrer Gedankenkraft. Das heißt, ich stelle mir jetzt jemanden vor, der sich nicht mehr bewegen kann und kommunizieren möchte oder einen künstlichen Arm zum Beispiel steuern möchte, so einer Person wollen wir natürlich helfen. Wir wollen dieser Person die Hilfe, die wir ihr mit unserer Forschung geben können, nicht verwehren. Auf der anderen Seite haben wir auch Anwendungen, die eher umstritten sind, wir haben zum Beispiel die Lügendetektion.“

Auch wenn das menschliche Gehirn noch lange nicht entschlüsselt ist, so gibt es doch viele neue Erkenntnisse. Daraus entstehen Chancen, aber auch Gefahren. Die Forschung fördert das Verstehen, aber sie macht den Menschen auch gläsern.

Kapitel 6 Lernen, richtig zu essen

Großeinkauf mit Ursula Pfeifer. Sie und ihr Verein „Lobby für Kinder“ sorgen für gesundes Frühstück in vielen Nürnberger Schulen – bitter notwendig angesichts zunehmender Armut.

Ursula Pfeifer: „Viele Kinder kommen ohne Frühstück. Das hat verschiedene Ursachen. Meistens, also, dass die Eltern sich nicht genügend um die Kinder kümmern können, aus – auch aus finanziellen Gründen. Das ist ganz schwierig, ne.“

Seit Ursula Pfeifer sich für hungrige Schulkinder engagiert, hat die Rentnerin kaum noch eine freie Minute – so groß ist der Bedarf. 160.000 Euro pro Jahr muss sie dafür zusammenbetteln.

Ursula Pfeifer: „Kennt ihr denn Ananas?“

Kinder: „Ja.“

Gemüse kommt nicht aus der Dose – überraschend für viele Kinder.

Pädagogin: „Schön auf die Finger aufpassen ... und jetzt drehst du es ... schau mal, genau, drehst es um und jetzt kannst du’s dann abschneiden, dann sind die Finger nicht in Gefahr, okay?“

Hier werden wehrlose Paprika erstochen und unschuldige Möhren zersägt – Schnippeln und Schneiden für sie: ein exotisches Abenteuer. Die Frühstücksaktion soll die Kinder dazu bringen, von ihren Eltern gesundes Essen zu verlangen. Der Trick: Erziehung der Erwachsenen über ihre Kinder.

Ursula Pfeifer: „Wenn ich in solche Familien reinkomme ... ich denke mir immer wieder: ‚Das kann ja wohl net (= nicht) wahr sein.‘ Es ist alles da: Ist der Videorekorder da, DVD-Player, Flachbildschirm ... all so was, alles da ... aber die Kinder, die werden vernachlässigt, die kriegen das irgendwie nicht gebacken.“

Familienhelferin Ursula Pfeifer zu Besuch beim neunjährigen Marko.

Ursula Pfeifer: „Was frühstückst du, bevor du in die Schule gehst?“

Marko: „A (= ein) Brot.“

Auch Marko bekommt in der Schule zusätzlich etwas zu essen wie alle seine Klassenkameraden. Er ist eines von vier Geschwistern, seine Mutter lebt von staatlicher Unterstützung.

Monatsende – entsprechend sieht der Kühlschrank aus.

Ursula Pfeifer: „Ja, es ist gut leer, möchte ich sagen.“

Mutter: „Ja, es ist halt im Moment nur das drinnen, was benötigt wird.“

Ursula Pfeifer: „Das ist der Rest vom Benötigten, möchte ich sagen.“

Markos Mutter muss beim Essen sparen. Obst und Gemüse – für sie Luxus.

Mutter: „... dass sie satt werden, ganz klar, ... dass es ihnen schmeckt vor allem ... ne ... ja, und dass sie halt einfach zufrieden sind.“

Essen, damit sie satt und zufrieden sind – für Kinder wie Marko und seinen kleinen Bruder ist das schon viel. Maximal 80 Euro pro Woche für Lebensmittel – mehr sei nicht drin, erzählt uns Markos Mutter. Sie hat Schulden, die muss sie abstottern.

Marko soll heute eine andere Welt kennenlernen. Noch weiß er nicht genau, was die „Lobby für Kinder“ da für ihn und die anderen organisiert hat. Im Nobelrestaurant ein Benimm-Kurs für kleine Rabauken wie Marko.

Hotelangestellte: „Das ist ein Brotteller.“

Scheinbar eine verrückte Idee, doch Ursula Pfeifer weiß genau, was sie will.

Ursula Pfeifer: „Die Kinder sollen auch lernen, Essen zu genießen ... äh ... das Essen auch – äh – zu schätzen, die Wertschätzung des Essens, auch zu wissen, was sie essen.“

Vorspeise: Weißbrot mit Kräuterbutter. Essen mit Stil – Neuland für Marko.

Ursula Pfeifer: „Fein, ne?“

Frau Pfeifer will, dass die Kinder neue Ideen mit nach Hause nehmen – ein Drei-Gang-Menü als Investition in Träume.

Ursula Pfeifer: „Ich möchte eigentlich Sehnsüchte wecken. Ich meine, die Kinder ... denen gefällt's hier allen gut und ich kann mir ganz gut vorstellen, dass die irgendwann mal sagen: ‚Ah, das war schön, das möchte ich wieder haben.‘ Oder: ‚Ich mach's zu Hause.““

Einkaufstour mit Markos Mutter und Ursula Pfeifer. Preiswert und trotzdem gesund einkaufen – gar nicht so einfach angesichts steigender Preise. Frau Pfeifer will gesundes Essen für Marko und seine Geschwister. Qualität oder Schnäppchen, Rinderhack oder gemischt – immer wieder dieselbe Frage.

Mutter: „Wenn's jetzt nicht gemischt gibt, dann muss ich einen ...“

Ursula Pfeifer: „Es gibt, es gibt gemischt, aber ... äh ... dann ist's halt recht fett, ne, dann haben Sie die Hälfte Fett davon, ne.“

Vom Hackfleischwürzmittel aus der Tüte lässt sich Markos Mutter nicht abbringen, die Kinder mögen halt den Geschmack, sagt sie.

Mutter: „Es geht halt dann auch schneller, wenn's dann abends mal pressiert oder irgendwas, ne, dann muss das halt mal schnell funktionieren.“

Manchmal aber scheint der Preis keine Rolle zu spielen.

Mutter: „Also, die kosten woanders auch viel mehr, teilweise.“

Kartoffeln aus dem Glas.

Mutter: „Und da nehm' ich jetzt ... äh ... zwei ... also, zwei Gläser ...“

Familienberaterin Ursula Pfeifer würde ihr gerne sagen, dass frische Kartoffeln deutlich billiger sind, doch sie will Markos Mutter nicht verärgern.

Ursula Pfeifer: „Wenn die Frau Beyer sagt: ‚Ich will das so kaufen ... äh ... ich möchte das so haben,‘ akzeptiere ich das, weil es eigentlich wichtig ist, dass sie ihre Kinder ja gut versorgt, und dann gibt's halt Kartoffeln aus dem Glas. Vielleicht gibt's dann auch irgendwann einmal andere Kartoffeln, normale Kartoffeln.“

Es ist nicht nur das Geld, das vielen, die auf staatliche Hilfe angewiesen sind, fehlt, oft ist es auch das Wissen um den Wert von Frische und Qualität.

Und während seine Mutter zu Hause die Hackfleischwürze fürs Abendessen anrührt, hat Marko noch eine kleine Überraschung in Arbeit. Familienhelferin Ursula Pfeifer ist zufrieden damit, was sie heute hier gesehen hat. Kein Vergleich zu manch anderen Klienten.

Ursula Pfeifer: „Das ist also nicht selbstverständlich.“

Mutter: „Macht mir ja Spaß.“

Ursula Pfeifer: „Das ist ... die meisten Frauen können ja also auch gar nicht kochen ... sind sehr, sehr ... Was

heißt – die meisten? Das ist ... man muss da vorsichtig sein – äh – ... Sagen wir mal so: Es gibt sehr viele Frauen, die gar nicht kochen können, die also nur Fastfood, alles vorbereitet kaufen.“

Eine gemeinsame Mahlzeit ohne laufenden Fernseher – das gibt es in vielen Familien schon längst nicht mehr. Und jetzt endlich kann Marko seiner Mutter und seinen Geschwistern zeigen, was er heute gelernt hat.

Mutter: „Was ist das jetzt, Marko? Von dir das?“

Marko: „Ja. Da muss man halt ...“

Eine Vorspeise wie aus dem Nobelrestaurant.

Reporter: „Marko, was ist das da, was du jetzt da gelernt hast?“

Marko: „Eine Vorspeis(e).“

Reporter: „Und wie geht das?“

Marko: „Da braucht man halt Baguette, halt dann so kleine Scheiben schneiden, dann halt noch Frischkäse auf den Teller ... dann halt kleine Messer und kleine Teller, kannst du mit dazulegen.“

Zum Träumen anregen – Sehnsüchte wecken. Ursula Pfeifers Hintergedanken vom Etikette-Seminar sind bei Marko gut angekommen.

Kapitel 7 Computer vor Gericht

Die Zukunft gehört den autonomen Maschinen, heißt es zumindest, zum Beispiel autonom fahrende Pkw.

Autonome Systeme treffen autonom Entscheidungen. Es können aber auch Fehlentscheidungen sein und dann gibt es ein juristisches Problem. Automatische Einparkhilfen, Spurhalte- und Stauassistenten sind keine Zukunftsvisionen mehr. Dank der Technik können die Unfallzahlen drastisch verringert werden. Aber wer ist schuld, wenn so eine Einparkautomatik einen Unfall verursacht?

Eric Hilgendorf: „Autonome Einparksysteme befinden sich in einer rechtlichen Grauzone, weil nicht ganz klar ist, inwieweit die Haftung des Fahrers reicht mit Blick auf die Kontrolle des Einpark-Vorgangs.“

Solche Fragestellungen beschäftigen den Würzburger Juristen und Rechtsphilosophen Erik Hilgendorf. Er leitet die Forschungsstelle „Robotrecht“. Klingt ein bisschen nach Science-Fiction, ist aber plötzlich topaktuell geworden.

Eric Hilgendorf: „Man kann sagen, das Rechtssystem hält schon Regeln vor, die diese neuen Entwicklungen erfassen. Die Grundrechte gelten, das Strafrecht gilt auch für diese neuen Techniken, aber natürlich gibt es Detailentwicklungen, die problematisch sind, und hier

wird man wahrscheinlich rechtlich nachjustieren müssen.“

Das Problem, das die Würzburger Juristen auf den Plan rief, war der Testlauf eines Elektro-Rollstuhls, der selbstständig ein programmiertes Ziel erreichen konnte. Der Versuch, diesen für den Straßenverkehr zuzulassen und zu versichern, führte zu bizarren Rechtsproblemen.

Eric Hilgendorf: „Wir haben dann eine Lösung ausgearbeitet: Das Gerät fährt jetzt als Moped. Das Problem zeigt, dass die Zulassung von autonomen Fahrzeugen generell schwierig ist. Es gibt eine Wiener Übereinkunft aus dem Jahr 68, die besagt, dass Fahrzeuge im Straßenverkehr jederzeit von einem Fahrer, einem menschlichen Fahrer, kontrolliert werden müssen und dass der Fahrer auch die Kontrolle faktisch ausüben muss.“

Die Würzburger Juristen sind Teil eines europäischen Forschungsprojektes, das solche Fragen klären soll, zum Beispiel: Wem gehören die Daten eines solchen Systems, die permanent erhoben werden? Oder: Wer muss die Rechnung zahlen, wenn ein internetfähiger Kühlschrank von sich aus plötzlich 3.000 Tiefkühlpizzen bestellt?

Eric Hilgendorf: „Gut, der Kühlschrank hat kein Vermögen, den können wir schlecht zur Verantwortung ziehen. Man würde hier prüfen, ob derjenige, der ihn aufgestellt hat und vielleicht nicht hinreichend überwacht hat, in Haftung genommen werden kann, ob der Programmierer der Software in Haftung genommen werden kann, ob der Hersteller des Kühlschranks in Haftung genommen werden kann.“

Autonome Fahrzeuge, das smarte Haus, die Industrie 4.0, das Internet der Dinge. Systeme, die nicht allein mit dem Menschen, sondern untereinander kommunizieren – ein Paradies für Hacker. Und der Gesetzgeber hinkt hinterher. Schon alles längst keine Science-Fiction mehr. Das weiß man beim internationalen IT-Sicherheitsunternehmen Proofpoint. Dort hatte man unlängst ein völlig neues Spotnet dokumentiert, das Spam-Mails in alle Welt verschickte.

Jürgen Venhorst: „Es waren Smart-TVs dabei, es waren Home-Security-Systeme, also, die man benutzt, um Rollläden und Lichtanlagen zu steuern von außen, und interessanterweise ein Kühlschrank, der mit dem Internet verbunden war.“

Also wäre es auch möglich, dass Cyberkriminelle autonome Autos manipulieren und so Unfälle verursachen. Ein Software-Entwickler hatte dem Sicherheitsexperten erst kürzlich erklärt, was bereits bei herkömmlichen Autos so alles geht.

Jürgen Venhorst: „... hat mir erzählt, sagt er: „Jürgen, wir können heute schon von außen, also auf die neueren Modelle, können wir schon zugreifen. Wir können den

bremsen. Wenn wir sehen anhand der Daten, der fährt auf der Straße und da vorne kommt gleich 'ne scharfe Kurve, der ist zu schnell, dann könnten wir den runterbremsen.' Das ist heute schon machbar. Das wäre dann auch für einen Hacker durchaus möglich.“

Kapitel 8 Intuition – das schlaue Gefühl

Von Kindheit an lernt der Mensch, Schlüsse zu ziehen, zu urteilen, ein „animale rationale“ zu sein. Die Fähigkeit, die Welt mittels der Vernunft zu begreifen, ist die Qualität, die ihn vom Tier unterscheidet und erst zum Menschen macht.

Als Erwachsene müssen wir in unserem Alltag vernünftige Entscheidungen treffen: Welche Produkte wir kaufen, wo wir unser Geld investieren. Doch wie vernünftig sind diese Entscheidungen wirklich? Ist der Mensch nur von seiner Rationalität geprägt? Welche Rolle spielen unbewusste Gefühle, Eingebungen, Intuition?

Wissenschaftler am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin versuchen die Kraft des Unbewussten zu enträtseln. Bei diesem Experiment wird die sogenannte Wiedererkennungsintuition getestet. Mit dieser Methode können Vorhersagen gemacht werden, Wahlausgänge, Turniererefolge oder Börsenentwicklungen können prognostiziert werden, selbst wenn man nur wenig von der Sache versteht. Der Psychologe Dr. Wolfgang Gaissmaier leitet die Untersuchung.

Dr. Wolfgang Gaissmaier: „Und zwar würde ich gerne von euch wissen wollen, was ihr denkt, welches von zwei Unternehmen die höhere Marktkapitalisierung an der deutschen Börse hat. Das eine Unternehmen ist die Deutsche Post AG und das andere Unternehmen die Linde AG. Was denkt ihr? ... Fangen wir doch hier mal an.“

Junge Frau: „Hmm, ich würd' fast denken, dass Linde größer ist, weil die so viele verschiedene Sachen machen. Die Post ist zwar auch groß, aber die machen ja eigentlich nur ... ihr Gebiet eben.“

Junger Mann 1: „Ich weiß auch nicht. Ich würd' sagen, Linde ist irgendwas mit Industrie oder so.“

Junge Frau: „Na ja, was glaubst du denn?“

Junger Mann 2: „Linde sagt mir erst mal nicht viel. Und ich glaube dann eigentlich, die Post sollte vielleicht doch größer sein, sonst würde ich vielleicht Linde kennen!?“

Junge Frau: „Na, wenn er das noch nie gehört hat – ist vielleicht dann doch die Post größer?“

Junger Mann 1: „Ja, vielleicht ... würde ich dann auch einfach sagen, dass wir die Post nehmen.“

Junge Frau: „Dann einigen wir uns auf die Post. – Ja, o. k.“

Dr. Wolfgang Gaissmaier: „Ja, es ist tatsächlich so, dass die Deutsche Post die größere Marktkapitalisierung hat. Dahinter verbirgt sich, dass Menschen in vielen Situationen einfach auf das setzen, was sie wiedererkennen, auf das, was sie kennen, was ihnen bekannt vorkommt, wovon sie schon mal gehört haben. Das ist ein sehr ... äh ... mächtiger Mechanismus, würde ich sagen, der evolutionär auch sehr alt ist ... also, sie finden ähnliche Mechanismen auch bei Tieren. Und das besteht einfach darin, dass Menschen, wenn sie z. B. vorhersagen sollen, welches von zwei – äh – Produkten sich häufiger verkauft, welche von zwei Universitäten – äh – die bessere ist usw., dann können sie einfach auf das setzen, was sie kennen.“

Alles, was wir lernen, was wir an Informationen aufnehmen, bleibt im Gedächtnis haften und kann intuitiv abgerufen werden. Zur gleichen Zeit können viele Eindrücke aus der Umwelt und viele Gedächtnisinhalte miteinander verglichen werden.

Gerd Hecheltjen ist Geschäftsführer einer Firma in Köln. Sein Unternehmen beschäftigt 100 Mitarbeiter in der Medienbranche. Das Tagesgeschäft erfordert täglich viele Entscheidungen. Die weltweite Vernetzung diktiert schnelles Handeln. Die Flut der Informationen ist allein mit dem Verstand nicht mehr zu bewältigen. Wie entscheidet Gerd Hecheltjen – mit Kopf oder Bauch?

Gerd Hecheltjen: „Also, ich denke, das ist bei mir so 'ne Art Dialog zwischen Bauch und Kopf. Ähm – erst mal kommt so ... sofort und spontan ein Gefühl: Fühlt sich das gut an oder nicht? Ist mir der sympathisch, wenn's um Mitarbeiter geht, oder nicht? Was bei einer Einstellung mal vorkommen kann. Ähm – dann ... gibt es sicherlich 'n paar Fakten, die man so abfragen kann, die man auch festmachen kann, also: Stimmt die Basisqualifikation des Betreffenden? Nehmen wir mal das Beispiel einer – äh – Einstellung oder ... ähm ... hat der den ... das richtige Alter, beispielsweise, für eine Aufgabe ...“

Wenn man Menschen fragt, wo sie ihre Intuition vermuten, dann sagen sie – im Bauch. Sie erleben ihre Intuition, ihre innere Stimme im Magen und im Darm. Der Darm ist viel mehr als ein Verdauungsorgan – er ist das Organ mit den meisten Nervenzellen außerhalb des Gehirns. Das „Bauchhirn“ in der Mitte unseres Körpers – ein Geflecht aus 100 Millionen Nervenzellen – schickt ständig Informationen an unser Gehirn. Das limbische System im Gehirn, auf der linken Gehirnseite, nimmt die emotionalen Signale wahr und ist der Entstehungsort für unsere Gefühle. 80 Prozent der Verarbeitungs-

prozesse im Gehirn nehmen wir nicht wahr, haben Wissenschaftler herausgefunden. Dennoch beeinflussen sie als Intuition unser Handeln. Wer die innere Stimme respektiert, kann sie spüren.

Dr. Wolfgang Gaissmaier: „Es kann durchaus sein, dass sozusagen eine Intuition sich auch irgendwie körperlich äußert, dass der Körper auch Signale sendet, dass man das körperlich spürt, dass man anfängt zu schwitzen, dass man 'n Grummeln im Bauch verspürt oder Ähnliches, dass man dann auch nutzen kann. Aber die Entscheidung fällt letztlich im Kopf.“

Intuition hat jeder. Wer sie jedoch beleben möchte, braucht Distanz von der Alltagshektik. Die Antwort auf die Frage „Wie geht es mir mit meiner Entscheidung?“ erfordert Stille und Entspannung. Spontane Eingebungen stellen sich meist ein, wenn der Verstand ruht und das Gehirn mit etwas anderem beschäftigt ist. Um Intuition zu wecken, braucht es Rückzug. Um sie zu beleben, braucht es Kontakt. Alles, was wir an Mimik, Gestik wahrnehmen, was wir fühlen, kann unsere innere Stimme trainieren.

Dr. Wolfgang Gaissmaier: „... Wobei wir sozusagen auch im Gegensatz zu vielen anderen Intuitionsforschern glauben, dass das ... dass der Kernpunkt der Intuition darin besteht, dass er es auf wesentliche ... dass er aufs Wesentliche reduziert, ... dass die ... dass der Trick der Intuition sozusagen darin besteht, dass sie aus all den Informationen, die uns überfluten, die wichtigen herausgreifen ... herausgreift und auf diese Informationen dann letztendlich setzt und alles andere ignoriert wird.“

Intuitionen mögen uns oft rätselhaft erscheinen. Sie beziehen ihre Informationen jedoch aus der realen Welt um uns herum. Wir lernen ständig, ohne dass wir uns des Lernprozesses bewusst sind – so beiläufig und unterschwellig läuft das ab. Und das Gelernte steht uns dann plötzlich und unerklärlich zur Verfügung – ein Grund dafür, dass wir diesem Wissen so oft misstrauen. Wir wissen gar nicht, was wir alles wissen, bis es eines Tages wie von selbst zum Vorschein kommt und uns von Nutzen ist.

Kapitel 9 Der Schimmelreiter

Der Schimmelreiter, eine der bekanntesten Novellen des deutschen Schriftstellers Theodor Storm. Die Novelle spielt in Norddeutschland. Ein Reisender begegnet auf dem Deich dem Schimmelreiter. Dieser zieht wie ein unheimlicher Schatten an ihm vorüber, um sich in die stürmischen Fluten der Nordsee zu stürzen. Der Reisende sieht die Lichter einer Gastwirtschaft, kehrt ein und berichtet von seinem Erlebnis.

Noch heute gibt es diese Orte zum „Klönen“ in Norddeutschland. Damals wie heute ist der Schimmelreiter hier ein Thema. Literaturwissenschaftler Karl Ernst Laage weiß warum.

Karl Ernst Laage: „Storms Schimmelreiter-Novelle ist mehr als nur ein Nationalepos, es ist eigentlich die Symbolisierung einer ewigen Menschheitsgeschichte, eben des ewigen Kampfes der Menschen mit der Natur.“

Husum in Nordfriesland. Der Geburtsort von Theodor Storm. Storm liebt die provinzielle Beschaulichkeit Husums, die Motive seiner Geschichten. Das ehemalige Wohnhaus Theodor Storms ist heute ein Museum. Er wohnte hier mit seiner zweiten Ehefrau Dorothea Jensen. Gedichte schrieb er hier, aber auch Novellen wie „Draußen im Heidedorf“, „Die Söhne des Senators“ oder „Renate“. Immer wieder greift er auf norddeutsche Erzählungen zurück. Es sind die Gruselgeschichten und Schauernmärchen, die ihn reizen. Das Dämonische und Unheimliche. Und das ist auch der Stoff, aus dem der Schimmelreiter ist, eines seiner Spätwerke – ein Stück Weltliteratur.

Der Schimmelreiter ist die Geschichte vom Kampf eines Einzelnen gegen den Starrsinn vieler. Im Zentrum der Novelle steht der Deichgraf Hauke Haien. Er entwickelt neuartige Deiche, die zur See hin flacher angelegt sind. Den Dorfbewohnern gefällt diese Neuerung gar nicht. Überhaupt halten sie Hauke Haien für eine Spukgestalt. Tagein, tagaus soll er mit einem verhexten Pferd über die Deiche reiten. Den Schimmel, krank und verwahrlost, hat er einst einem Durchreisenden abgekauft. Die Dorfbewohner sind sich sicher: Solch eine Verwandlung ist einfach unmöglich. Sie vermuten, der schöne Schimmel sei die Wiederbelebung eines Pferdeskeletts, das auf einer Hallig gefunden worden war. Das anmutige Pferd sei demnach mehr Teufel als Tier. Ihr Groll wächst. Als eine Sturmflut ansteht, wollen sie Haukes neuen Deich zerstören. Dies kann er verhindern, aber er verliert Frau und Tochter in den Fluten.

Kapitel 10

Es war einmal

Märchenstunden gibt es heute fast keine mehr, doch die Geschichten der Brüder Grimm – ob Froschkönig, Rumpelstilzchen oder Aschenbrödel – bringen trotzdem bei jedem etwas zum Klingen. Sie beflügeln die Phantasie und besonders Kinder wünschen sich, ab und an einfach mal in diese Welt voll Zauber einzutauchen: einen Prinz zu heiraten, eine Heldin zu spielen, ein Abenteuer zu erleben oder einfach so zu sein wie ...

Mädchen: „... Dornröschen.“

Junge: „Ich wäre am liebsten der gestiefelte Kater, weil er immer listig und schlau ist.“

Und schlau waren auch sie: Jacob Grimm, Jahrgang 1785, und sein ein Jahr jüngerer Bruder Wilhelm. Sie wurden in Hanau geboren. Nach dem Tod des Vaters zogen beide zur Tante nach Kassel, wo sie das Gymnasium besuchten. Mit dem Sammeln von Märchen begannen sie nach ihrem Jurastudium. Märchenerzählerinnen waren für sie eine große Hilfe.

Bernhard Lauer: „Die Märchen stehen in einer Jahrhunderte alten Überlieferungstradition, und Jacob und Wilhelm Grimm haben ihre Märchen aus zahlreichen mündlichen und schriftlichen Quellen geschöpft, die weit zurückreichen bis etwa zum indischen Panchatantra, zu den orientalischen Märchen der 1001 Nacht, aber auch zu vielen europäischen, vor allem romanischen Überlieferungen.“

Die Poesie, die Seele des Volkes sollten die Märchen für die Brüder Grimm ausdrücken. Die Geschichten wurden von ihnen daher im Stile der Romantik bearbeitet. Hier zwei Kopien der Erstausgabe mit handschriftlichen Vermerken. Das Original liegt im Tresor. Seit zwei Jahren ist es Weltokumentenerbe der UNESCO – für Besucher hochspannend.

Besucherin: „Ich bin überrascht, wie eindrucksvoll und wie umfassend über die Brüder Grimm die Informationen sind, äh – und, ja, es ist einfach spannend, wenn man sich selbst sehr für diese Grimm-Märchen interessiert – sie leben wieder neu auf.“

Nicht nur Märchenfans, auch Gelehrte kommen hier auf ihre Kosten. Die Brüder Grimm zählten nämlich einst zu den führenden Sprachwissenschaftlern in Europa. Sie erforschten die germanische Sprache, die Literatur des Mittelalters und begründeten die Germanistik. Auch ein Wörterbuch gehört zu ihren Werken. Jacob Grimm verfasste zusätzlich eine Grammatik.

Doch nur die Märchen sind weltweit bekannt. Ob *Hänsel und Gretel* in Japan, *Hans im Glück* in China oder *Dornröschen* in Äthiopien – die Kinder lieben die klare Struktur.

Mädchen: „Mir gefällt eigentlich am besten, dass die meistens ein Happy End haben und nicht wie manche Krimis dann schlecht enden.“

Seit fast 200 Jahren begleiten uns die Grimmschen Märchen. Ein Gang durch das Museum ist auch ein Gang in die eigene Kindheit. Überall werden Erinnerungen wach. Und hier, in alten Gemäuern, lässt es sich besonders gut träumen.